

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 19

Artikel: Der blaue Diamant [Schluss]
Autor: Kürenberg, Joachim von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754059>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der blaue Diamant

DIE GESCHICHTE EINES STEINES

5. Fortsetzung und Schluß

Copyright by Orell Füssli Verlag, Zürich, 1938

Auch in der Kabine des Oberzahlmeisters macht sich die schnelle Fahrt bemerkbar; stärker vibrieren jetzt die Wände und auf ihnen das Kalenderblatt mit der ominösen Zahl «13», mit dieser 13, die der Zahlmeister immer wieder als Datum auf die bunten Schecks stempelt.

«Banca Commerciale, Venezia»; ein solcher Scheck liegt gerade vor ihm mit der Unterschrift: Guggenheim. Für einen Augenblick stutzt er. Was war doch schon mit diesem Guggenheim in Southampton gewesen? — Richtig, im letzten Augenblick war ein Herr Rosenau aus Paris in der Zahlmeister-Office erschienen und hatte erklärt, um keinen Preis mit der «Titanic» fahren zu wollen und damit seine Kabine zur Verfügung gestellt. Schließlich hatte er noch ein Päckchen für diesen Herrn Guggenheim aus Venedig abgegeben, mit der Weisung, es sogleich in den Safe zu nehmen.

Das hatte Wills auch getan; das Päckchen liegt noch immer im SammelSafe, also muß es schnellstens hinüber in den Tresor 303, zu dem Herr Guggenheim allein die Schlüssel hat.

Es ist acht Uhr. Das Bankett kann jeden Augenblick beginnen; darum entschließt sich Wills, den Bankier noch vor dem Essen aufzusuchen; er trifft ihn auch noch in seinem Staatsappartement, wo Guggenheim gerade dabei ist, eine Gardena ins Knopfloch des Fracks zu stecken.

«Mister Guggenheim, darf ich Sie freundlichst bitten, einen Augenblick in mein Office zu kommen, bitte mit Ihrem Safeschlüssel!»

«Ist etwas geschehen?» fragt der Bankier zurück und zieht dabei sein Zigarettenetui. «Rauchen Sie?»

«Dank!» erwidert der Zahlmeister, «aber bitte, kommen Sie!»

Vor den Stahlbüchern angelangt schließt Wills den SammelSafe auf und entnimmt ihm das Päckchen. «Dieses hier hat Herr Rosenau aus Paris für Sie abgegeben, es war kurz vor der Abfahrt.»

Guggenheim nickt. «Ich weiß schon, es ist der Blaue Diamant, den ich vor einigen Wochen durch Monsieur Rosenau gekauft habe und zu einem Anhänger fassen ließ. Meine Frau will ihn heute Abend zur Soirée tragen. Lassen Sie sehen, ob alles in Ordnung ist!»

In dem alten Etui des Prinzen Kanitowski auf gelbem Samt mit dem K und der Fürstenkrone ruht der wunderbare blaue Stein. Selbst Wills, der gewohnt ist, kostbarste Juwelen zu sehen, kann sich eines Ausdrucks der Bewunderung nicht enthalten! Wie prachtvoll diese Farbe und das strahlende Feuer! Entschuldigen Sie, Herr Guggenheim, ist das nicht der berühmte Blaue Diamant, von dem so viel in den Zeitungen geschrieben steht?»

«Derselbe!» erwidert lächelnd sein Besitzer. «Es ist in der Tat der Blaue Diamant, um den sich so manche Märchen von Fluch und Unglück weben; das ist natürlich nichts als Pumpsitz! Sehen Sie mich an, bin ich nicht gesund, obendrein gut gestellt? Mir fehlt nichts, ich bin zufrieden, glücklich und sozusagen der lebende Beweis, daß alle diese Unglücksgeschichten jeder tatsächlichen Begründung entbehren.»

«Und, wenn es gestattet ist, wie sind Sie, Herr Guggenheim, zu diesem Stein gekommen?»

«Das ist schnell gesagt: Dieser Blaue Diamant war zuletzt im Besitz des osmanischen Kaiserhauses; durch Vermittlung von Habib-Bey kaufte der Pariser Juwelier Rosenau den Stein — wahrscheinlich — für 280 000 um ihn dann mir für 300 000 Dollar zu überlassen.»

Wills hat das letzte kaum gehört; seine Gedanken sind ganz wo anders, beim «Orchideengarten», einer okkultischen Zeitung, die sich daheim sein Freund hält. Dort hat er alle die merkwürdigen Berichte über die Herkunft des Blauen Diamanten gelesen und auch die aufeinanderfolgenden Unglücksserien mit den namentlich angeführten Opfern, die entweder den Stein berührt oder gar besessen hatten. «Vielleicht wäre es doch besser gewesen, Herr Guggenheim, Sie hätten den Blauen Diamant nicht gekauft, wenigstens nicht an Bord der «Titanic» genommen.»

Aergerlich steckt Guggenheim den Stein ein. «Lächerlich! — Ich meine, die Herren der britischen Navy hätten bessere Nerven! Trinken Sie einen Whisky zu Ihrer Stärkung, Herr Zahlmeister, auf mein Wohl, oder, wenn Sie es durchaus wollen, auch auf mein Seelenheil, respektive auf das meiner Frau, denn sie wird heute Abend den Blauen Diamanten tragen!»

Etwas will Guggenheim nach dem Verlassen des Office nicht gefallen; wie kommt dieser Zahlmeister dazu, solche Fragen an ihn zu stellen, so pessimistische Anwendungen zu haben. Solche Leute wissen manchmal recht gut Bescheid, zum Beispiel in den Kurszetteln. Weiß dieser Wills vielleicht, daß die White Star-Aktien trotz der schnellen Fahrt der «Titanic» gestern in London fielen und heute weiter gefallen sind? Kennt er vielleicht die Gerüchte, die in der City herumschwirren, daß sich altbewährte Ingenieure der Schifffahrtlinie in Southampton geweigert haben, an Bord des Wunderschiffes zu gehen und die Ueberfahrt mitzumachen?

In der Bar versucht Guggenheim bei einem Drink auf andere Gedanken zu kommen. Neben ihm wird laut in allen Sprachen geredet, natürlich von Geschäften, auch von White Star-Aktien. «Wir werden den Rekord schaffen, die «Mauretania» schlagen und die Cunard-Linie auf ihren Platz zurückweisen, auf den sie hingehört!» sagt siegesbewußt einer der jüngsten Mitglieder des Aufsichtsrates und stürzt dabei ein Glas Champagner hinunter. «Und die Deutschen», wirft der Berichterstatter des «Matin» ein, «werden es sich überlegen, solche Riesenkästen zu bauen, wie sie jetzt in Hamburg geplant werden, gleichviel, ob sie «Vaterland» oder «Imperator» heißen sollen!»

Hell geht das Tam-Tam durch die Gänge der «Titanic», denn nun beginnt nicht nur das Bankett der oberen Hundert, sondern auch das Frühlingsfest der zweiten und der Jahrmarkt in der dritten Klasse. Besonders bei diesem Jahrmarkt geht es bald hoch her, denn es gibt bayrisches Bier vom Faß und Pfälzer Wein.

Auch auf dem Frühlingsfest der zweiten Klasse gerät man schnell unter blühendem Flieder in gehobene Stimmung, besonders im Tanzsaal, wo der Wiener Walzer regiert.

Wenn hier sich die Ausstattung im Rahmen eines großen Ballhauses hält, so stellt die Ausschmückung der Prunksäle der ersten Klasse alles in den Schatten, was selbst Dollarmillionäre sich erträumen können. Es ist eine zauberhafte Symphonie von Silber, rosa Nelken und kristallinen Spiegeln, die diese an sich schon wunderbaren Räume zu einem Paradies machen.

Selbst für die Auserwählten der upper hundreds bedeutet dieses Fest ein ungewöhnliches Erlebnis inmitten sonstiger Langweile, die nicht einmal ein Caruso oder das Derby in Epsom mehr zerstreuen kann, da solche Ereignisse zur Alltäglichkeit geworden sind.

Alltätig ist weder das raffinierte Menu noch die Namen der prominenten Teilnehmer, die sämtlich zur Stelle sind, bis auf einen, den Kapitän der «Titanic». Auf Vorschlag des Präsidenten des Aufsichtsrats der White Star Line wird beschlossen, nicht eher mit dem Ball zu beginnen, bis auch der Kapitän zur Stelle ist.

Dieser steht mit dem Fernglas auf der Brücke; er hat schlechte Sicht, denn das Wetter ist diesig. Drahtnachrichten laufen ununterbrochen ein, die fast einstimmig treibende Eisberge melden. Schwankend, ob er nicht doch den südlichen Kurs nehmen und abschwanken soll, erhält er vom Bankettsaal die Anfrage nach seinem Verbleiben.

Das ist ein Befehl wie jeder andere, noch dazu direkt von seiner vorgesetzten Stelle. Ein Schwanken hieße an dem Triumph der «Titanic» zweifeln; der ist aber nur sicher, wenn man den nördlichen Kurs beibehält. Wer nicht wagt, kann auch nicht gewinnen! Das sind die entscheidenden Gedanken des Kapitäns, als er, ohne den Kurs abzuändern, die Kommandobrücke verläßt.

Während sich der Kapitän das Dinerjackett anzieht und die weiße Krawatte knüpft, laufen neue Warnungen aus der Luft in der Funkerkabine ein. Boten stürzen mit diesen immer sich wiederholenden Nachrichten zum Ersten Offizier auf die Brücke, die besagen, daß Eisberge einwandfrei auf dem nördlichen Kurs festgestellt seien. Besonders ist es die Station Cap Race, die immer wieder Treibeis oder Packeis meldet und Verhaltensmaßregeln gibt.

«Treibeis macht uns nichts!» sagt der Erste Offizier, «Packeis, das ist etwas anderes! Stelle ich Packeis fest, so verlasse ich augenblicklich auf eigene Verantwortung den Kurs!»

Es ist elf Uhr abends. Kalt geht die Luft, fast schneidend. Kleine Eisschollen treiben längsseits des Schiffes, wie sie allerdings auch auf dem südlichen Kurs zu dieser Jahreszeit anzutreffen sind.

Da eilt um 11 Uhr 27 der eine Funker selbst mit einer neuen Nachricht von Cap Race auf die Brücke; es treibe

vor der Position der «Titanic» ein Eisberg von ungewöhnlich großen Ausmaßen; festgestellt sei er einwandfrei durch die «California».

Auf diese Meldung hin haben die Offiziere auf der Brücke doch Bedenken, den nördlichen Kurs beizubehalten. Der Dritte Offizier spricht es offen aus, daß es besser wäre, mehr auf die Sicherheit der Passagiere, als auf irgendwelche geschäftlichen Wünsche einiger Aktionäre und Millionäre zu achten.

Das sieht auch schließlich der Erste Offizier ein, nur will er, bevor der Kurs verlassen und das Schiff nach Süden abgedreht wird, persönlich sich vom Kapitän die Zustimmung einholen, da schreit plötzlich vom Ausguck der wachhabenden Matrose: «Eisberg vor Schiff!»

Wie auf ein Zauberwort heben sich plötzlich die Nebel und in der sternklaren Nacht liegt vor der in voller Fahrt befindlichen «Titanic» ein mächtig großes Stück Packeis. Dicht aufeinander folgen die Befehle: «Halbe Fahrt!» Glocken klingen und das Surren der Steuerung; der Mann am Ruder wirft das Rad herum, so daß die «Titanic» für einen Augenblick dem Eisblock ihre Breitseite bietet. Nur ein leichtes Streifen am Kiel ist hörbar. «Schotten dicht!» befiehlt der Erste Offizier, man könnte aufgefahren sein! Er ahnt vielleicht, was geschehen ist, denn solche Eisberge haben oft über dem Wasser nur einen kleinen Sockel, um dafür ihr gewaltiges Massiv — oft einige Kilometer lang — unter Wasser verborgen zu halten.

Drunten im Schiff merkt man nichts. Es wird weiter getanzet und getrunken; beim Bankett werden gerade Reden gehalten, eine immer schwungvoller als die andere, denn das Blaue Band scheint nun der Konkurrenz, der Cunard-Linie, endgültig entrisen zu sein. Inmitten dieser Toaste hört im Bankettsaal der Kapitän plötzlich ein Geräusch — er hat für das Stampfen seiner Maschinen ein lang geschultes Ohr: sein Schiff macht nur noch halbe Fahrt.

Mit einer schnellen Entschuldigung verläßt er den Saal, stürzt hinauf, wo seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt werden. Die «Titanic» ist mit voller Fahrt abschwendend auf den unter Wasser schwimmenden Eisberg aufgefahren.

Obgleich keine Gefahr bestehen kann — denn diese «Titanic» ist ja unsinkbar — läßt der Kapitän aber vorsorglicherweise die drei Buchstaben über den Ozean funken: «(C)ome (Q)uick (D)anger!»

Inzwischen haben auch die Ingenieure ihre Meldungen abgegeben: «Schiff ist leck; Öffnung 300 Fuß breit; Abdichtung durch Segel möglich; Vorderschotts sind vollgelaufen; Nachieten notwendig.»

Dieses Nieten aber wird Geräusche verursachen, die man in den Klassen hören könnte. Darum gibt der Kapitän die Weisung, die Musikkapellen sollen lauter spielen, die Festlichkeiten müssen weitergehen, Unruhen vermieden werden, nötigenfalls kleinen Schaden an der Schraube zugeben!

Auf der Brücke stehen die besten und erfahrensten Männer der White Star Line. Keiner von ihnen zweifelt, daß bei dieser Lage, auch noch bei einer Verschlimmerung, die «Titanic» außer jeder Gefahr ist, daß sie sich tagelang über Wasser halten kann, bis auf das gefunkte C Q D Hilfe nahen wird, so die «Mount Temple», die «Frankfurt» und die beiden White Star-Schiffe «Baltic» und «Olympic», die laut ihren Meldungen bereits Kurs auf die «Titanic» genommen haben.

Da plötzlich erfolgt abermals ein leichtes Knirschen. Unmittelbar darauf schwankt das ganze Schiff. Der unter Wasser liegende Eisberg beginnt sich zu bewegen. Bug und Heck steigen auf und nieder. Wie ein kleines Schaukelpferd neigt sich das Fünfteizigtausendtonnenschiff wippend hin und her.

An eine Weiterfahrt ist jetzt nicht mehr zu denken; die Feuer in den Kesseln werden ausgemacht. Gleichzeitig läßt der Kapitän erneute, aber dringendere Funkprüche über den Ozean senden, nicht mehr: C Q D, sondern das verzweifelte «S(ave) O(ur) S(ouls)!»

Blitzartig hat sich alles durch diesen zweiten Stoß verändert, die allergrößte Gefahr ist eingetreten. Die Boote werden klar gemacht, aus den Davits geschwenkt, Frauen und Kinder aus dem Schiff geholt, wo sich in den noch strahlend erleuchtenden Räumen eine schreiende, aufgeregte Menge hin und her wälzt, jeder nur mit den eigenen Gedanken beschäftigt, sein nacktes Leben zu retten.

(Fortsetzung Seite 558)

Um dem Ansturm auf die Boote Einhalt zu gebieten, stehen die Offiziere mit gezogenem Revolver bereit, aber nur schwer gelingt es ihnen, Ordnung in die Verwirrung zu bringen. Einige warten das Ausbooten erst gar nicht ab und springen in ihrer Angst hinunter in das eisige Wasser, um darin schreiend zu versinken.

Nur sechzehn Boote sind an Deck, dafür aber alle Einrichtungen zum Tennis, für Rollschuh- und Scheibensport; zwölf Boote mehr wären jetzt wichtiger als diese Spielplätze, Wintergärten, Musiksäle und Bars.

Es ist eine halbe Stunde nach Mitternacht, als die ersten Boote von der «Titanic» abstoßen; über ihnen wölbt sich das schwarze Firmament mit glitzernden Sternen. Je weiter die Schiffbrüchigen in dem milchig-grünen Wasser von dem beleuchteten Koloß fort kommen, um so dankbarer sind ihre Gebete, der «Titanic» entflohen zu sein, auf die sie noch vor zwei Tagen nicht früh genug unter Aufopferung von Mühen und Unsummen hatten kommen können.

Laut Befehl des Kapitäns bewegen sich diese Boote in südlicher Richtung, wo sie in Entfernung von einer englischen Seemeile die Hilfsschiffe abwarten sollen.

Aus dieser Entfernung bietet sich den dicht aneinander Hockenden ein schrecklicher Anblick, tief ist der Bug der «Titanic» hinabgesunken und gespenstisch starren die Schrauben am Heck hoch in die Nacht.

Wie auf Kommando setzt plötzlich ein Höllenlärm auf der «Titanic» ein; es ist der Kesseldampf, der durch alle Leitungen entweicht und die Sirenen streift, die nun in wildem Konzert aufheulend die Festlichkeiten beschließen.

Gefäßt, aber doch mit bebender Stimme gibt der Kapitän seine letzten Kommandos: «Das Schiff sinkt. Offiziere und Matrosen der «Titanic», ihr seid vom Dienste entlassen. Eure Pflicht habt ihr getan und euch als Briten gezeigt. Gott sei mit uns!»

Totenstille.
Dann tritt die Bordkapelle an Deck zusammen und beginnt den alten englischen Choral zu blasen:
«Näher mein Gott zu dir,
Näher zu dir!»

Kniend singen die zum Tode Bestimmten mit, dann senkt sich der Bug tiefer, steiler steigt das Heck empor. In diesem Augenblick verlöschen alle elektrischen Lampen, gleichzeitig strömt auch die entweichende Preßluft aus, die in schauerlichem Spiel Girlanden, Blumenbüsche und glühende Funken über die laut Betenden wirft.

Unbeweglich steht der Kapitän auf der Brücke, er hat keine Schwimmweste angelegt. Auch der Zahlmeister Wills bleibt in der Schatzkammer der «Titanic» auf seinem Platz; noch einmal überblickt er die Safes, hinter

denen Millionenwerte liegen, auch die beiden Revolver vor sich, bereitgelegt für den Fall, daß einer es wagen sollte, den Schiffbruch zu benutzen, in dieser Todesstunde einen Raubzug zu wagen.

Seine Gedanken gehen weiter; er muß an die Namen denken, an alle diese verwöhnten Menschen, deren Reichtum nun wertlos geworden ist, an den Mister Gugenheim, der seinen Palazzo Papadopoli am Canale Grande nicht mehr wiedersehen, dessen Blauer Diamant in ungemessene Tiefe versinken wird, mitten im Atlantischen Ozean, wo kein Taucher ihn mehr heben kann.

In der Dunkelheit der Zahlmeisterkabine leuchten allein noch die phosphoreszierenden Uhrzeiger; sie stehen auf 2 Uhr 22. Alles gleitet plötzlich: Lineale, Messer, Federhalter, der Tisch und auch der Stuhl; steil hebt sich die stählerne Wand mit den Safes und begräbt unter sich krachend ihren getreuen Wächter.

Wie zum letzten Gruß neigt sich der Bug, taucht tief hinab, immer tiefer, bis er im mildigen Wasser ganz verschwindet. Senkrecht startt nun das Heck wie die Kuppel einer Kathedrale, überkront von den riesigen Schrauben, allein noch aus den Fluten; langsam schrumpft aber auch das zusammen, so langsam und leise, daß es kaum einen Strudel gibt, als das Wasser über der Fahnenstange zusammenschlägt.

Spiegelglatt ist das Meer; plötzlich aber bilden sich an der Stelle, wo das Schiff versunken ist, kleine Wellen. Es ist, als ob das Meer unruhig wird, sich vor dem wirklichen Titanen fürchtet, der nun langsam sein Gorgonenhaupt aus den Fluten in großartig geisterhaftem Schauspiel hebt: der Eisberg.

Ungeheure eisige Massen tauchen über dem Grab der «Titanic» aus dem Meere auf, wachsen zu gigantischer Größe, funkeln im Sternenschimмер der Nacht, wie ein glitzernder, riesiger blauer Diamant.

Der letzte Akt.

Ueber die roten Samtmöbel zieht dichter Zigarettenqualm; wie graue Gespenster heben sich aus ihm ab zwei hohe Standleuchten ohne Schirm, dafür aber ganz in dicke weiße Schleier gehüllt; beide stehen rechts und links vom Boesendorfer Flügel, der die ganze Mitte des Salons einnimmt.

Vor den Tasten sitzt der Maestro, etwas abgespannt von der weiten Autofahrt am Morgen, die ihn von seiner Villa bei Viareggio hierher in das Hotel Quirinal in Rom gebracht hat. Das hat er hingenommen, um sich einmal wieder mit seinen Librettisten Adami und Simoni ausprechen zu können und ihnen einige Aenderungen für den Text des dritten Aktes von «Turandot» nahezu legen.

«Was ich mir von euch vor fünf Jahren gewünscht habe», sagt Puccini, indem er seinen Drehstuhl bald zu Adami, bald zu Simoni wendet, «muß ich nun für den letzten Akt im besonderen fordern: Macht mir bitte keine Gozzi-Turandot, sondern eine andere: phantastisch, poetisch und reich an Menschenliebe! Dann wird es auch etwas werden!»

Mit einem Ruck dreht er sich vergnügt um sich selbst, springt dann von dem Klaviersessel und klatscht in die Hände: «He, Francesco, läute dem Cammeriere und Sorge dafür, daß wir etwas Gutes hier für die Nacht zu speisen bekommen. Die Signori sind meine lieben Gäste!»

Der alte Diener tritt aus der Tapentür, nicht ohne vorwurfsvoll zu husteln, die diskrete Warnung an seinen Herrn, doch nicht wieder schätzig Zigaretten im Tag zu rauchen.

«Mache meinewegen die Fenster auf und bestelle Champagner, viel Champagner, Francesco, ich werde heute noch die ganze Nacht mit «Turandot» verheiratet sein.

Leise summend geht der Maestro im Salon auf und ab; dabei will ihm eine Melodie nicht aus dem Kopf, die er schon fertig durchinstrumentiert hat, im letzten Akt aber noch anders kommen soll:

«In diesem Schloß vor vielen tausend Jahren — — —»

Plötzlich bricht er ab und wie ein ausgelassener Junge mit einem fast spitzbüßischen Blick (den übrigens sein Interpret, der soeben verstorbene Enrico Caruso auch hatte), schlägt er Adami auf die verlängerte Rückenlinie: «Was gibt's Neues in Rom?»

Er hat es gern, ein wenig Tratsch aus der Ewigen Stadt zu hören, er, der in Viareggio so weit vom Getriebe der Menschen lebt, nicht einmal weiß, was im Teatro Costanzi gegeben wird, schon gar nicht, welche schönen Frauen gerade in Rom weilen und was auf den Promenaden des Monte Pincio oder in den Cafés an der Via Nazionale en vogue ist.

Adami ist dafür bekannt, daß er alles weiß und gut erzählen kann; umsonst hat er nicht den Ruf eines ausgezeichneten Librettisten. Als er von Frauen Roms zu sprechen beginnt, fällt Puccinis Blick unwillkürlich auf den Flügel und die dort stehende Photographie im Silberrahmen: auf Frau Elvira.

«Hast du daran gedacht, Giuseppe», wendet er sich wieder an Adami, «mir etwas für Elvira auszusuchen? Du weißt, sie hat übermorgen ihren Namenstag.»

«Ehrlich gesagt, ich habe es vergessen, verzeih mir!» Und reicht ihm dabei die Speisekarte, die gerade der Kellner gebracht hat.

«Aber ich habe daran gedacht!» Mit diesen Worten

(Fortsetzung Seite 560)



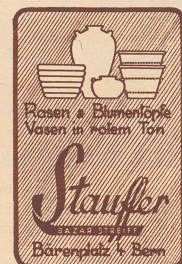
Die Unerschrockene: Nur keine Angst, liebe Anni! Ich trage Jdewe- Qualitätsstrümpfe. Die sind wunderbar elastisch.

elegant
dauerhaft
preiswürdig

Jdewe
Qualitätsstrümpfe

J.D.W.

ÄLTESTE STRUMPF-FABRIK DER SCHWEIZ J.DÜRSTELER & CO. A.G. WETZIKON-ZÜRICH



Stauffer
Bärenplatz 4, Bern

KURT SODMAK

Die Macht im Dunkeln

Ein Zukunftsroman
Umfang 248 Seiten
Kartonierte Fr. 3.80

Nach nichts sehnt sich unsere ruhelose Welt so sehr wie nach dauerndem Frieden. Es wird um und für den Frieden gekämpft; Zukunftsbilder gaukeln vor den geistigen Augen der Politiker, Feldherren, wie der kleinen Bürger. Jeder sucht, ahnt, sieht einen andern Weg zum Frieden. In diesem großen Zukunftsroman gestaltet Siodmak seine Charaktere so lebendig, gibt seinem Buch einen künstlerisch so vollkommenen Aufbau und einen so lebenswahren, befriedigenden Ausklang, daß wir ihn würdig unter die Nachfolger von Jules Vernes einreihen können, dessen phantastische Zukunftsbilder ja auch Wirklichkeit geworden sind.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

MORGARTEN-VERLAG AG. ZÜRICH

HENCO

macht hartes Wasser weich!

Henkel, Basel

Für 1938...

der bewährte Protos

Kühlschrank

Lautlos
billig
zuverlässig

3 Jahre Garantie



Verkauf d. Elektrizitätswerke u. Elektro-Installationsfirmen oder SIEMENS Elektrizitätserzeugnisse AG., Zürich

tritt ein alter Freund Puccinis aus Florenz ins Zimmer, «zwar ist es mir nicht gelungen, bei uns etwas Vernünftiges ausfindig zu machen, jedoch ein merkwürdiger Zufall ist mir dann zu Hilfe gekommen. Heute mittag nämlich traf ich hier unten in der Hotelhalle des 'Quirinal' einen alten Freund von mir, Signore Habile aus Venedig, der gerade auf dem Weg nach Neapel ist, mit der 'Giuseppe Verdi' nach New York zu reisen. Dieser Habile zeigte mir einen ganz wunderbaren Diamanten, der nach dem Untergang der 'Titanic' von der geretteten Frau Guggenheim eiligst verkauft wurde. Du wirst dich auf sie besinnen», so wendet er sich an Puccini, «wenn du an den Palazzo Papadopoli in Venedig zurückdenkst, wo wir noch vor einem Jahr bei ihr an einem Konzert à la Guardi teilnahmen. Entsinnt du dich?»

Puccini ist an den Esstisch gegangen und hat sich ein Glas Champagner eingegossen: «Ja, übrigens — kann man den Stein sehen?»

«Gewiß, Habile hat mir den Diamanten für einige Stunden überlassen; er weiß davon, daß du einen ausgesucht kostbaren Diamanten haben willst und würde allein schon aus Verehrung für dich alles tun, um ihn dir zu überlassen. Eigentlich soll ihn ein Mister Mac Lean in Washington bekommen», dabei zieht Simoni ein Etui aus der Tasche und reicht es dem Maestro hin.

Puccini nimmt den Stein und geht mit ihm an die Standlampe und wirft die Schleier zurück; dann erst drückt er auf die Feder. «Herrlich, wirklich herrlich! Ich habe einen solchen Diamanten noch nie gesehen! Was soll er kosten?»

«Wollen wir nicht erst essen und dann Geschäfte machen», unterbricht sie Adami, «die Antipasta steht bereits auf dem Tisch, auch der Champagner!»

Nach dem Fritto misto — in schon angeregter Stimmung — zieht Puccini noch einmal das Etui hervor. Ganz versunken in den Anblick des Diamanten sagt er fast ergriffen: «Ich weiß nicht, dieser Stein wirkt auf mich wie eine Melodie, wie eine melancholische, wie das Grundmotiv meiner Oper, nein, wie Turandot selbst: schön, aber steinern kalt und hart zugleich!»

Dann nach einer Weile: «Ich möchte diesen Blauen Diamanten haben; über das Geschäftliche wollen wir morgen reden!»

Damit bringt der Maestro wieder das Thema auf die Oper zurück: «Der zweite Akt ist nun auch in der Instrumentation fertig; es wird ein schönes Werk, hoffentlich täusche ich mich nicht!»

Dann steht er vom Tisch auf, geht in seiner wiegenden, eleganten Art durchs Zimmer an den Flügel und schlägt den Deckel auf: «Wißt ihr, daß ich einmal beim Heiligen Vater war — vor Jahren! Er berührte mich mit seinem kleinen Finger und sagte zu mir: 'Schreibe fürs Theater, mein Sohn, nur fürs Theater!' — Und fürs Theater habe ich geschrieben! — Auch diese Oper, meine Turandot! Toscanini hat mich vielleicht am besten begriffen, gleich beim ersten Durchblättern der Partitur hat er erfaßt, was mich diese vier Jahre an Arbeit gekostet haben!» Seine Hände gleiten über die Tasten und feierlich erklingen die Akkorde aus der Sterbeszene der kleinen Liu.

Als Francesco zum Schlafengehen mahnt, reißt Puccini ein Stück vom Notenblatt ab und schreibt darauf die Quittung für den erhaltenen Diamanten: «Man kann nie wissen, Freunde, der Tod ist manches Mal recht schnell!»

Was Puccini in der Eile hinkritzelt, ist unlesbar, wie seine Handschrift überhaupt, die schon vor zwanzig Jahren daran schuld gewesen sein soll, daß der Verleger Edoardo Sonzogno die erste Oper des jungen Puccini «I Villi» abgelehnt hatte.

Am nächsten Morgen trifft der Florentiner den Maestro im gleichen Salon, mit einem alten chinesischen Glockenspiel beschäftigt, auf dem er für «Turandot» versucht, die tausend Jahre alte Kaiserhymne Chinas zu spielen. Sogleich springt der Maestro auf, um den Freund auf das Sofa zu ziehen. «Hörst du, heute nacht habe ich einen seltsamen Traum gehabt, ich träumte von der Oper — ich träume überhaupt nur noch von Turandot — ich sehe die Prinzessin — wie im zweiten Akt — hoch oben auf ihrem Throne sitzen, sie erblickt mich, steht auf, schreiet, ohne die Augen von mir zu lassen, auf mich zu; langsam streckt sie die Arme aus, hebt ihr Diadem aus den Haaren und hält es mir hin. Unter ihren Blicken ziehe ich den schönen Diamanten hervor, stecke ihn auf die Spitze des Diadems, das sie langsam sich wieder auf Haupt setzt, um dann großlos die Treppe zum Thron hinaufzusteigen.»

Der andere, der die Empfindlichkeit Puccinis kennt, versucht vorsichtig dieses Thema festzuhalten und diesen Traum zum Anlaß zu nehmen, den Ankauf des Steines dem Freunde auszureden, denn inzwischen hat er nicht nur die grauenvolle Geschichte des Blauen Diamanten gehört, auch von Habile den Preis, der selbst für einen Millionär wie Puccini undiskutabel erscheinen muß. Als der Maestro diese verlangte Summe hört, lehnt er sie sofort ab und gibt den Stein zurück.

Aber es ist seltsam, von diesem Tage an, da Puccini

den Blauen Diamanten, wenn auch nur für wenige Stunden, in Händen gehabt hat, verschlimmert sich eine bis dahin ganz harmlos gewesene Erkältung. Puccini hat sie für so wenig beachtenswert gehalten, daß er diese Influenza auf Anraten seines königlichen Gastgebers Vittorio Emanuele mit einem einfachen Hausmittel: mit Gurgeln von gewöhnlichem Salzwasser behandelt. Zunächst noch nimmt er die plötzlich auftretenden Schmerzen leicht, auch das Fieber, denn «ohne Fieber gibt es kein Schaffen, weil die wirklich erlebte Kunst ein Ausnahmezustand, beinahe eine Krankheit ist, eine febrile Steigerung der Seele, die Ueberreizung jedes Nervs!»

Schließlich aber sieht man sich doch genötigt, den Arzt zu rufen, der schon nach oberflächlicher Untersuchung dem Sohne Tonio Puccini unter vier Augen mitteilen muß, daß sein Vater Kehlkopfkrebs habe. Man verheimlicht dies dem Kranken, der verwundert fragt, was diese roten Fäden bedeuten, die er täglich ausspucken muß. Die Krankheit nimmt ihn mit; müde und abgespannt legt er die Feder zur Seite: «Ich glaube nicht, daß ich den letzten Akt meiner 'Turandot' beenden kann! — Ich bin ein Mensch, der mit den Füßen auf der Erde steht, der aber nun fühlt, daß dieses Erdreich mit jeder Stunde abbröckelt wie bei einem Bergsturz!»

Am 1. November 1924 erklärt der behandelnde Arzt Professor Torrigiani-Tosi, daß die einzige noch mögliche Rettung in sofortiger Abreise nach Brüssel liege, wo vielleicht eine Behandlung in dem besonders dafür geeigneten Radiuminstitut Linderung schaffen könne.

Während der Fahrt ist Puccini trotz arger Schmerzen unablässig mit der Fertigstellung des dritten Aktes «Turandot» beschäftigt. Täglich berichtet er seinen «Librettisten»: «Ich arbeite mit aller Kraft, dieser letzte Akt muß fertig werden! An den Gedanken, daß diese 'Turandot' ein Torso bleiben soll, will und darf ich mich nicht gewöhnen!»

Als ihn Professor Ledoux in Brüssel fragt, ob er einer Operation, deren Ausgang er nicht voraussehen könne, zustimmen wolle, sagt er kurz: «Ja» und geht darauf in ein Kino, um sich ein chinesisches Märchen anzusehen und danach noch in der Nacht am Finale der «Turandot» zu arbeiten.

Am Morgen des 24. Novembers legt er sich ruhig auf den Operationstisch.

Aber dieser Eingriff kann nur noch Erleichterung, keineswegs mehr Rettung bringen; dazu ist die Krankheit schon zu weit vorgeschritten. Zwei Tage nach der Opera-

Die Frische und Liebllichkeit, die Sie an den Gesichtern der kanadischen Fünflinge bewundern, verdanken sie zum größten Teil der Palmolive- Seife! Es ist ihr Reichtum an Olivenöl, den Dr. Dafoe veranlaßt, sie

für die zarte, empfindliche Haut der Fünflinge zu wählen! Auch Sie können keine reinere, mildere Seife für Ihren Teint finden, der gewiß nicht empfindlicher ist als derjenige der berühmten Kinder.

Vertrauen Sie deshalb für immer Palmolive Ihre Schönheit an!

WORLD COPYRIGHT RESERVED. REPRODUCTION VERBOTEN



Lesen Sie was Dr. Dafoe schreibt:

Die Dionne Fünflinge werden immer größer und ihre Haut ist weich und gesund. Der Wechsel von Olivenöl-Bädern zu Bädern mit Wasser und Palmolive-Seife vollzog sich, ohne die geringste Reizung ihrer Haut zu verursachen, die wegen ihrer vorzeitigen Geburt so außerordentlich empfindlich war.

Dr. Allan Roy Dafoe



VERWENDEN SIE PALMOLIVE SHAMPOO FÜR IHRE HAARE — ES STÄRKT SIE, MACHT SIE GLÄNZEND UND LUFTIG!

Bildung

ein wertbeständiges Kapital für Sohn und Tochter

Französisch

Englisch od. Italienisch grant. in 2 Mon. in d. Ecole Tamé, Neuchâtel 31 oder Baden 31. Auch Kurse mit beliebiger Dauer zu jeder Zeit u. für jedermann. Vorbereitung für Staatsstellen in 3 Monaten, Sprach- und Handelsdipl. in 3 u. 6 Monaten.

HORNHAUT

Beim ersten Scholl's Zino-Pads schmerzfrei, gefahrlose Entfernung und beseitigt den Druck auf der empfindlichen Stelle. Auch in Größen für Hühneraugen, Ballen etc. in allen Apotheken und Drogerien sowie in den Scholl-Depots erhältlich.

Scholl's Zino-Pads

Sanatorium Kilchberg bei Zürich

Individuelle Behandlung aller Formen von Nerven- und Gemütskrankheiten nach modernen Grundsätzen. Entziehungskuren für Alkohol, Morphin, Kokain usw. Epilepsiebehandlung, Malaria- behandlung bei Paralyse, Dauerschlafkuren. Führung psychopathischer, haltloser Persönlichkeiten. Angepaßte Arbeitstherapie. Behandlung von organischen Nervenkrankheiten, rheumatischer Leiden, Stoffwechselstörungen, nervöser Asthmaleiden, Erschlaffungszustände usw. Diät- und Entfettungskuren. Behandlung dieser Art Er-

krankungen im eigenen **Physikalischen Institut** (Hydro- und Elektrotherapie, medikamentöse Bäder und Packungen, Licht- und Dampfbäder, Höhensonne, Diathermie, Massage usw.) 3 Ärzte, 6 getrennte Häuser. Prachtige Lage am Zürich- see. In unmittelb. Nähe von Zürich. Großer Park und landwirtschaftl. Kolonie. Sport- u. Ausflugs- gelegenheit. Offenes Schwimmbad. Prospekte bei der Direktion verlangen. Tel. Zürich 914.171, 914.172. Ärztliche Leitung: Dr. E. Huber und Dr. J. Furrer. Besitzer: Dr. E. Huber-Frey

tion sieht sich Ledoux genötigt, eine silberne Halsröhre einzuführen.

Im Bett versucht der Sterbende wenigstens das Finale fertigzustellen, aber er muß einschen, daß es über seine Kraft geht: «Diesen letzten Akt kann ich nicht vollenden; jeder Mensch steht vielleicht einmal vor der Aufgabe, seinem Lebenswerk in letzter Stunde die Krone aufzusetzen; glücklich, wenn es gelingt!»

Wie ein Vorausahnen klingt es, was er dann seinem Sohne Tonio zuflüstert: «Ja, die 'Turandot' wird nun ein Torso bleiben und als solcher aufgeführt werden. Dann wird jemand im letzten Akt vor der Rampe treten und sagen: Bei dieser Stelle starb Puccini!»

So will er es im Sterben und so wird es dann auch von Toscanini am 25. April 1926 in der Scala zu Mailand befolgt.

Leere weiße Blätter entfallen den fieberig zitternden Fingern, die über das Bettuch gleiten und die Tasten der Klaviatur suchen.

Am Mittwoch des 29. Novembers 1924 schließt der große Giacomo für immer die Augen.

Er soll der letzte Europäer sein, der den Blauen Diamanten — wenn auch nur auf Stunden — bei sich getragen hat.

«Der Kaufmann des Todes».

Der Portier des «Hôtel de Paris» in Monte Carlo macht nicht die geringste Bewegung, die ihm hingehaltene Visitenkarte entgegenzunehmen; mit einer Gleichgültigkeit, die darauf schließen läßt, daß er diese Antwort schon hundertmal gegeben hat, murmelt er vor sich hin: «Sir Basil Zaharoff schläft; on ne reçoit pas!»

«Dann bitte Herrn Howard, den Sekretär!»

Mit einem Blick, als wollte er sagen: Aergern, schön, aber damit erreicht man schon gar nichts! nimmt er die Karte und übergibt sie einem Pagen.

Es vergeht eine ganze Weile, bis der Page wieder zurückkommt: «Mister Howard ist nicht zu Hause!»

Das wiederholt sich Tag für Tag und damit schwindet auch jede Aussicht, diesem Manne zu begegnen, den die Welt «the mystery man of Europe», den «Kaufmann des Todes» nennt, auch wohl den reichsten Mann, den die Erde trägt.

Was weiß man von Basil Zaharoff? — Wenig! Von seiner Vergangenheit? Nichts! Kein Bild gibt es von ihm, um die Möglichkeit zu geben, ihn erkennen zu können, falls er einmal ausfahren sollte.

Drüben im Café de Paris, wo sich die Jeunesse dorée der Riviera ihr Rendez-vous gibt, sitzt der Intendant der Oper von Monte Carlo, Raoul Gunsbourg; er könnte viel-

leicht eine Auskunft geben oder gar die Bekanntschaft vermitteln. Aber er verschanzte sich sogleich hinter seiner abendlichen Flasche Beaune, als er den Namen «Zaharoff» hört und sucht schnell das Thema zu wechseln: «Morgen habe ich drüben im Theater Premiere: 'Le chevalier de la rose'; ich hoffe, daß Richard Strauß dazu kommt!»

Aus den Spielsälen naht eine elegante Gesellschaft, an ihrer Spitze die wegen ihrer exzentrischen Einfälle an der ganzen Riviera bekannte Lady Mac C... , Besitzerin ausgedehnter Teeplantagen auf Ceylon, und Lady de B... , der einst ein König zu Füßen gelegen hatte. Vielleicht weiß sie, die in Beaulieu ihr Schloß hat, etwas von diesem «mystic man». Aber auch sie sieht bei der Frage nach ihm erstaunt auf: «Basil Zaharoff?» Lächelnd nimmt sie die hölzerne Schnarre, die wie Papierschlangen und Flitterfächer auf den Tischen des Café de Paris liegen und dreht sie lächelnd zum Rhythmus des wilden Jazz der Tanzkapelle: «Es ist leichter, Einlaß beim Dalai Lama in Lhasa zu finden, als dort drüben bei Sir Basil im Hotel de Paris; dabei deutet sie auf die vier dunklen, verhangenen Fenster über dem Mittelbalkon, von dem irgendeine exotische Fahne herabhängt. Damit bricht aber auch sie das Gespräch ab.

Es ist, als ob ganz Monte Carlo einem lautlosen Befehl dieses geheimnisvollen Mannes folgt, den niemand sieht und dessen Schatten doch überall herumgleitet.

Beim Abschied ergreift Lady de B... einen Crayon und schreibt eilig einige Worte auf den papierenen Fächer; es ist ihre Adresse in Beaulieu und eine Einladung dorthin zum Tee.

Eine Stunde von Monte Carlo entfernt liegt hinter hohen, dichten Hecken der prachtvolle Besitz der Lady. Eine gelbe Fassade im sogenannten Stile Provençale fällt in vier Stockwerken mit vielen Terrassen und gestreiften Sonnendächern hinab in den Park, der abwärts sich bis zur Plage und dem brandenden Meere erstreckt. So hoch liegt die Zufahrtstraße, daß man in das oberste Stockwerk eintritt, um dann innerhalb des Hauses abwärts steigend in die Wohnräume zu gelangen.

In einem türkischen Zimmer empfängt die Hausherrin, die sofort die Unterhaltung beginnt: «Auf die Fragen nach Zaharoff will ich gleich mit einer Ueberraschung beginnen; zunächst also: Sir Basil wohnt gar nicht im Hôtel de Paris, wenigstens heute nicht; um seine Ruhe zu haben, wechselt er öfters seinen Aufenthalt. Nur wenige Eingeweihte wissen darum. Heute wohnt er bei mir, in diesem Haus!»

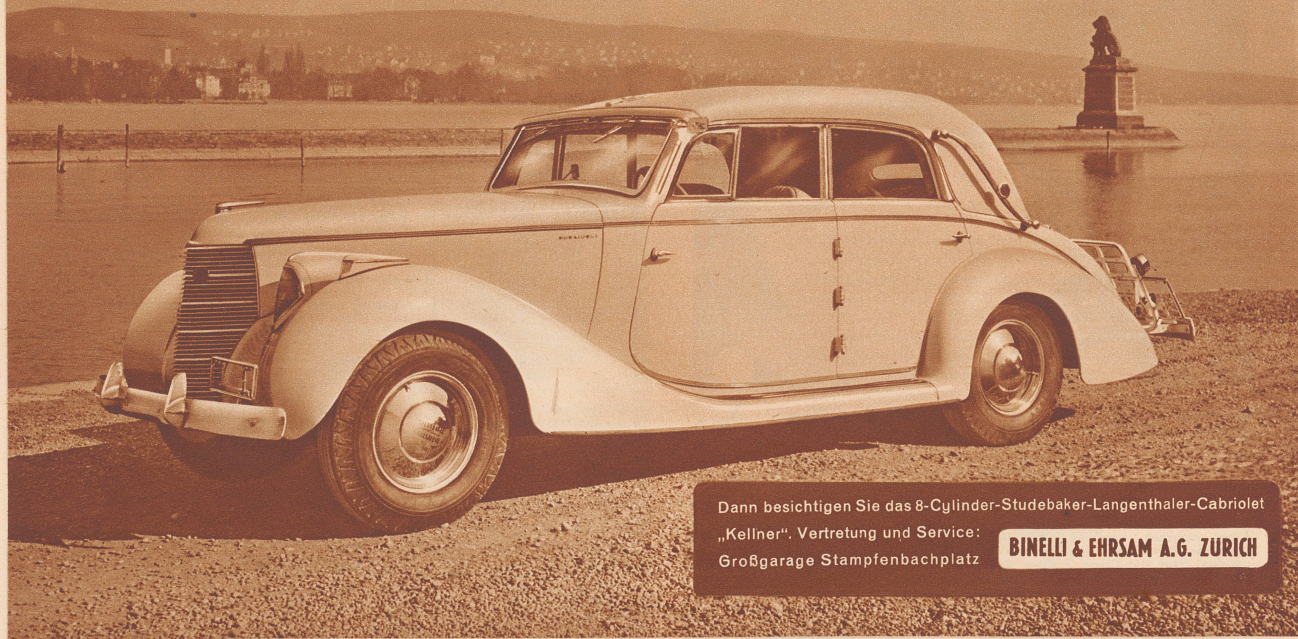
Mit einer leichten Bewegung macht sie mit der Zigarette einen Schnörkel in die Luft, vielleicht aus Freude, eine solche Ueberraschung bieten zu können. «Sir Basil ist mein Freund; ich kenne ihn seit vielen Jahren und bin vielleicht

die einzige, die um sein größtes Geheimnis weiß, um seine Vergangenheit. Er spricht nie ein Wort darüber. Die Zeitungen haben allerlei Unsinn über sein Vorleben berichtet; er ist weder in Griechenland noch in Bulgarien noch in Rußland geboren, seine Wiege stand vielmehr in Tatavla, einem Dorf in Kleinasien. Seine Eltern waren so arm, daß sie nicht das Schulgeld für den Sohn aufbringen konnten, das der Onkel Antoniadis in Phanar für ihn bezahlte. Sein wirklicher Entdecker jedoch war ein Grieche namens Iphestidi, der ihn auch weiter ausbilden ließ und zwar in Sтамbul. Vielleicht waren es die fremden Schiffe im Goldenen Horn, die in ihm begreiflicherweise die Sehnsucht erweckten, aus dem enggassigen Sтамbul herauszukommen und die Welt kennenzulernen. Um dies zu ermöglichen, entwendete er die Kasse seines Wohltäters und nahm sie mit nach London mit. — C'est malheureux mais c'est comme ça! — Iphestidi aber war nicht gewillt, solchen Dank einfach hinzunehmen, er segelte Zaharoff nach und brachte ihn schließlich vor ein englisches Gericht und ins Gefängnis nach Old Bailly. Wiederum war es ein Grieche — heute ist dieser in Athen Minister —, der ihm half und eine Stellung bei Nordenfeldt verschaffte. Damit kam Zaharoff mit dem Waffenhandel zum erstenmal in Berührung. Schon nach kurzer Zeit hatte er bei Nordenfeldt eine leitende Stellung, die er aber bald wieder aufgab, um zu Hiram Maxim überzugehen. Dieser hatte damals schon allerlei erfunden: Gasautomaten, Feuerlöschapparate, und was noch wichtiger war, die Mitrailleuse. Sie war bald das begehrte Geschütz in den nun ausbrechenden Kriegen zwischen Griechenland und der Türkei, Japan und China, den Vereinigten Staaten und Spanien, wie auch bei den Kolonialkriegen in Afrika. Nach zwei Jahren verließ er Maxim, um bei Vickers-Armstrong einzutreten, wo ihn besonders Ernest Cassel, der Freund des späteren Königs Eduard VII., förderte.»

Ein Lächeln überfliegt die Züge der Lady: «Sir Cassel war oft hier in diesem Zimmer. Was ich jetzt erzähle, weiß ich von ihm selbst. Damals ist es Zaharoff gewesen, der als erster den ungeheuren Wert des neuen Gußstahlverfahrens erkannte, ursprünglich von Krupp aus England geholt, aber von diesem Deutschen so verbessert, daß Zaharoff sich nicht scheute, selbst gegen den Widerstand aus falschem Stolz diese Verbesserung für Armstrong zu nutzen und zu verwenden.

Dann kam die große Zeit für ihn: Revolution in Südamerika, der Russisch-Japanische Krieg und der Ankauf der Putiloff-Werke in Rußland, schließlich der Weltkrieg, wo er ausnahmsweise mit seinem Geschäftsprinzip, beide Seiten zu beliefern, brach, und nur die Entente versorgte, aus Haß gegen Deutschland. Seine französisch-griechische Orientierung brachte ihm während dieser Zeit die Freund-

Ein formschönes VIERTÜRIGES Cabriolet?



Dann besichtigen Sie das 8-Cylinder-Studebaker-Langenthaler-Cabriolet „Kellner“. Vertretung und Service: Großgarage Stampfenbachplatz

BINELLI & EHRSAM A.G. ZÜRICH

schaft von Venizelos und Clemenceau ein, der Zaharoff wohl mit Recht damals 'die sechste Großmacht' genannt hat. Jeder Staat war ja nolens volens gezwungen, bei Zaharoff anzufahren, ob es auch Waffnen gebe, um überhaupt einen Krieg führen zu können.»

Ein Diener tritt ein und meldet, «der Herr» habe seinen Nachmittagsschlaf beendet und kleide sich bereits zum Tee an.

«Servieren Sie auf der unteren Parkterrasse!» Dann fährt die Lady weiter fort: «Es ist noch Zeit, denn bis Sir Basil fertig wird, vergeht noch eine kleine Viertelstunde. — Also, ich war beim Weltkrieg. Aber auch danach gab es noch allerlei große Geschäfte für ihn, so den griechisch-türkischen Krieg 1921, dann die Waffenbestellungen der russischen Bolschewiken, wie auch die ihres Gegners, des Generals Wrangel. Gute Kunden waren die Rifkabylen, ebenso die Aufständischen in Mexiko und Abd-el-Krim in Marokko. Alle diese Lieferungen führte Zaharoff schließlich ganz allein durch; es sei denn, daß er hin und wieder auf den Rat meiner Freunde gehört hat, — ich nannte schon Sir Cassel — und auf Sir Vincent Caillard, der lange Zeit Vorsitzender des türkischen Schuldenkongresses gewesen ist.»

Die Lady steht auf und bleibt in einem Nebenzimmer vor zwei Bildern stehn: «Das ist Sir Cassel und Caillard, und dies hier», dabei zeigt sie auf eine fahrbare Garten-couchette im anstößenden Wintergarten, «ist die einzige Erinnerung, die ich noch an die Herzogin von Villafranca de los Caballeros habe. Ihre Geschichte in Verbindung mit Zaharoff könnte allein einen Roman abgeben: Vor 60 Jahren — es war 1876 — lernten sich die beiden in einem Eisenbahncoupé kennen, — es war zwischen Bern und Genf —, sie empfanden sofort Zuneigung für einander, aber bald stellten sich unüberbrückbare Schwierigkeiten den Liebenden entgegen. Die Herzogin als Mitglied der Hocharistokratie Spaniens sah sich gezwungen, dem Familienbeschluß zu gehorchen und ihre Absicht, «einen Abenteuer und Waffenschieber» zu heiraten, aufzugeben, da man nicht einmal wisse, welcher Nationalität dieser Mann angehöre.» Gezwungen mußte die junge Aristokratin im Jahre 1884 dem kranken und jähzornigen Herzog von Villafranca die Hand zum Ehebande reichen, ohne damit ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Zaharoff abzubrechen. Sie war es, die ihm durch ihre guten Informationen wichtige Winke gab, die eigentlich die feste Grundlage zu seinem Reichtum wurden.

Nach dreißigjähriger Ehe wurde der Herzog für irrsinnig erklärt und nach weiteren zehn Jahren starb er. Erst nach dem Trauerjahr konnte die 67 Jahre alte Herzogin dem 75jährigen Freunde vor dem Altar von Balincourt die Hand zum Ehebande reichen.

«Hier auf diesem Bilde», und dabei zeigt die Lady auf einen Stich, «ist das Schloß Balincourt abgebildet. Sir Basil kaufte es von der Baronin Caroline de Vaughan, der morganatische Gemahlin König Leopolds von Belgien. Am 22. September 1924 wurde hier die Ehe Zaharoffs geschlossen, schon im Frühling 1926 starb die Herzogin.»

Eine Flügeltür zur Terrasse wird geöffnet: ein großartiges Bild breitet sich aus; tief unten die Felsen, die steil in den Park und zum Meer abfallen, nach Westen zu abgeschlossenen durch das vorspringende Condamine und das grellweiß aufragende Monte Carlo mit seinen Hotelpalästen und dem Spielcasino.

«Spielcasino?» Die Lady ist an das Geländer der Terrasse getreten und sieht hinab in den Park, ob schon ihr Gast zu sehen ist; dann nimmt sie das Thema wieder auf: «Eine Zeitlang war Sir Basil Herr der Spielsäle; damals soll er eine Million Pfund in das fast bankrotte Unternehmen gesteckt und nach drei Jahren durch das Spiel, ohne zu spielen, das Fünffache aus dem Casino herausgezogen haben. Dann hatte er die Spielbank an das Pariser Haus Daniel Dreifuß & Co. verkauft. Es war, wie immer, der richtige Augenblick. Seit dem Frühling 1928 lebt nun Sir Basil hier oder in Monte Carlo fern aller Geschäfte.»

Drunten im Park, dort wo die Zypressenallee an einem steinernen Altan mit freiem Blick auf das Meer endet, steht der alte Diener O'Conner hinter dem Rollstuhl Zaharoffs. Zunächst ist von Sir Basil nur ein großer Schlapphut und der weite Radmantel zu sehen, dann aber bei der Begrüßung hebt er ein wenig den Kopf: zwei pech-schwarze, stechende Augen blitzen auf. Mißtrauisch stehend blicken sie aus dem faltig-gelblichen Gesicht mit der starken Nase und dem grauen zerzausten Spitzbart, als wollten sie abweisend Menschenverachtung und Haß ausdrücken und jeden zum Weggehen zwingen. Eine grausame Unerbittlichkeit spricht aus diesem Blick, der alles das bestätigen könnte, was von Zaharoffs Härte erzählt wird, so die Geschichte jener Mutter, die während des Weltkrieges ihn angefleht hatte: «Sie sind der mächtigste Mann in Europa, Sie können den Krieg sofort beenden, wenn Sie es nur wollen!» Höhnisch hatte er ihr damals darauf geantwortet: «Ich werde mich hüten, Madame, mir das ganze Geschäft zu verderben!»

Das ist er also, der «Kaufmann des Todes», der reichste Mann dieses Kontinents, der allein bei Japhet in London zwanzig Millionen Pfund liegen haben soll, ohne seine Schlösser, Ländereien, Sammlungen und Juwelen einzurechnen, die alle mit dem Blute von Millionen Menschen erkauft und bezahlt worden sind. Das ist der andere «Kanonenkönig», der nicht nur mit Waffen handelt, auch noch Nebengeschäften mit Oel und Zeitungen macht, der

selbst Bakkaratkarten und die kleine Roulettekugel nicht verschmäht, um ja keine Möglichkeit auszulassen, die Macht über die größere Kugel: die Welt an sich zu reißen. Das hat ihm groteskerweise Ehren über Ehren eingebracht. Der Mann, der einst in England mit Old Baily angefangen hatte, ist nun Ritter der höchsten englischen Auszeichnung, des Hosenbandordens, und Sir dazu, auch Großkreuzritter des Erlöserordens, wie der Ehrenlegion mit dem Prädikat «pour des services exceptionnels». Noch immer spricht die Welt von diesem Mann im Rollstuhl; sogar in den Parlamenten will sein Name nicht zur Ruhe kommen. Lloyd George muß sich im Unterhaus verteidigen wegen seiner Bekanntheit mit Zaharoff, auch Briand ist genötigt, in der Kammer darüber eine Erklärung abzugeben, warum er sich schützend vor diesen Großspekulanten stelle.

Natürlich beschäftigt sich auch die Presse immer wieder mit dem geheimnisvollen Mann, der seinerseits aus ganzem Herzen die neugierigen und aufdringlichen Journalisten haßt. Die wissen es und haben es schließlich aufgegeben, ein Interview von ihm zu erhalten. Jedem, der dennoch ein solches Wagnis unternommen hatte, war die stereotype Abweisung zuteil geworden: «Monsieur Zaharoff n'ayant pas de voix, ne peut pas chanter!»

An diesem Nachmittag in Beaulieu empfängt Zaharoff auch seinen Pariser Bankier de S..., der vor einiger Zeit das Kunststück fertiggebracht hatte, die Aktienmehrheit der Zeitung «Excelsior» seinem Klienten zu sichern.

Vielleicht erinnert sich Sir Basil dieses guten Geschäftes, denn er hat heute seinen guten Tag. In der Unterhaltung beschränkt er sich nicht auf das gewöhnliche «Ja» und «Nein», auf «Bitte» und «Danke», antwortet vielmehr in ganzen Sätzen, was sonst nicht allzu häufig vorkommt. Als die Lady ihre Sorgen um die Frage von Kapitalanlagen zum Ausdruck bringt, unterbricht sie Zaharoff: «Da habe ich ein ganz primitives Rezept: Was man besitzt, verteilt man so: ein Fünftel Bargeld, ein Fünftel Grundbesitz, ein Fünftel Aktien, ein Fünftel Hypotheken und ein Fünftel Gold und Juwelen, selbstredend alles erstklassige Objekte.»

«Juwelen?» wirft der Bankier ein, «und erstklassige Objekte? Es gibt bald keine mehr in Europa; Amerika reißt ja jedes Stück von Wert an sich; erst kürzlich gab man mir in Holland zu, daß der Markt von Amsterdam allmählich durch amerikanische Plätze immer mehr in den Hintergrund gedrängt werde.»

«Sie mögen recht haben», sagt Zaharoff und schlürft an seinem Tee.

«Diese Zustimmung kann mich nur in meiner Absicht bestärken», fährt der Bankier lebhafter werdend fort, «auf einen neuerlichen Verlust aufmerksam zu machen, auf den Verkauf eines der schönsten Steine der Welt, des

JEDEN MORGEN JÜNGER!



HEUTE ABEND Tragen Sie die rosafarbige Creme Tokalon Hautnahrung auf, die Biocel (ein lipidig Extrakt aus der Haut junger Tiere), jene erstaunliche Erfindung des Prof. Dr. Stejskal von der Universität Wien, enthält. Diese wesentliche Hautzellernahrung wird von sorgfältig ausgewählten jungen Tieren gewonnen. Die Wissenschaft weiß jetzt, dass Falten entstehen, wenn die Haut diesen natürlichen Bestandteil verliert. Während Sie schlafen, führt die Creme Tokalon Biocel Hautnahrung diesen Bestandteil der Haut zu und macht sie wieder glatt, fest und jung.

GRATIS. — Jede Leserin dieser Zeitung kann nun ein Luxus-Schönheitspäckchen erhalten, das Creme Tokalon (rosafarbig und weiss) und auch verschiedene Nuancen von Tokalon Puder enthält. Senden Sie 50 Centimes in Marken für Porto, Verpackungs- und sonstige Spesen an: Tojan A. G., Abteil 45-A, rue Versoennex, 15 bis, Genf.

MORGEN FRÜH

Sehen Sie doch, um wieviel frischer und glatter Ihre Haut nach der ersten Anwendung geworden ist. In ein paar Tagen fangen die Falten an zu verschwinden. In einer Woche sehen Sie um Jahre jünger aus. Morgens gebrauchen Sie die weisse, fettfreie Creme Tokalon; sie macht die Haut zart, glatt und weiss. Frauen von 50 Jahren können einen beszaubernden Teint erlangen, auf den jedes junge Mädchen stolz sein würde. Erfolgreiche Ergebnisse garantiert oder das Geld zurückerstattet.

Wer an Zerrüttung

des Nervensystems mit Funktionsstörungen, Schwinden der besten Kräfte, nervösen Erschöpfungszuständen, Nervenzerrüttung und Begleitscheinung, wie Schlaflosigkeit, nervöse Ueberreizungen, Folgen nervenruinierender Exzesse und Leidenschaften leidet, schicke sein Wasser (Urin) mit Krankheitsbeschreibung an das **Medizin- und Naturheilmuseum Niederurnen** (Ziegelbrücke). Ge-gründet 1903.

Institutsarzt: Dr. J. Fuchs.

Schnebli
Albert-Biscuits

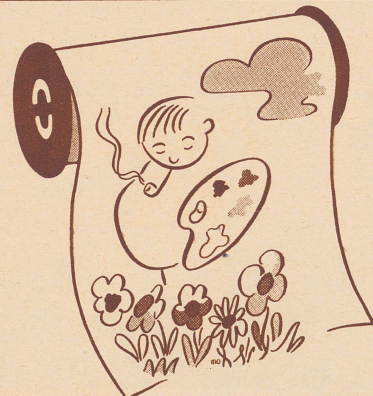


leicht verdaulich, wohl-schmeckend; zur Kranken- und Kinderpflege unentbehrlich.

In allen besseren Geschäften der Lebensmittelbranche erhältlich.

Leidende Männer

beachten bei allen Funktionsstörungen und Schwäche: tränen der Nerven einzig die Rat-schläge des erfahrenen mit allen Mitteln der modernen Wissenschaft vertrauten Spezialarzte und lesen eine von einem solchen herausgegebene Schrift über Ursachen, Verhütung und Heilung derartiger Leiden. Für Fr. 1.50 in Briefmarken zu beziehen o. Dr. med. Hauscherr, Verlag Silvana, Herisau 472



Blumen und Wolken

Gevaert-Panchromosa Rollfilm gibt dank seiner hervorragenden Farbenempfindlichkeit die feinen Töne von Blumen und Wolken naturgetreu wieder. Es ist der richtige Film für stimmungsvolle Frühlingsaufnahmen!

Belgisches Qualitätsfabrikat



„Blauen Diamanten“, nach Amerika, der nun auch den Weg über den großen Teich antreten soll!“

„Ist das etwa der ‚Hope‘?“ fragt interessiert die Lady, „jener ‚Hope‘, von dem einst in England so viel die Rede war?“

„Ja, es ist jener ‚Hope‘“, bestätigt der Bankier, „jener Blaue Diamant von besonderer Größe und einzigartigem Feuer, der von den Juwelieren der Welt für eine außerordentliche Seltenheit gehalten wird; Europa sollte sich einen solchen Stein nicht entgehen lassen; ich meine, man müßte ihn diesem Amerikaner Mac Lean vor der Nase wegkaufen!“

„Ich kaufe den Stein nicht“, sagte tonlos Zaharoff und zieht sich dabei die Decke fester um den Körper.

Um das eintretende Schweigen zu brechen, versucht die Lady ihrerseits die Unterhaltung in Fluß zu bringen: „Man sagt, daß auf diesem Blauen Diamanten ein Fluch liegen soll. Ich könnte mir vorstellen, daß schon der Gedanke allein, verflucht zu sein, psychisch einen Menschen so niederdrücken kann, daß er in allen seinen Handlungen unsicher wird und damit von selbst dem Unglück Vor-schub leistet.“

„Ach, diese ganzen Unglücksgeschichten“, unterbricht sie der Bankier, „dieser Fluch und alles Gerede um den Stein ist doch lächerlich!“

„Nichts ist lächerlicher!“ klingt es hart vom Rollstuhl zurück, „wenn man das Lächerliche zum furchtbaren Ernst hat werden sehen, und das Ernsthafte zum Lächerlichen, dann wird man vorsichtig mit diesem Wort! — Nichts ist lächerlicher!“

„Also doch abergläubisch?“ sagt der Bankier, während schon der Diener den Rollstuhl zur Allee wendet.

„Nein“, entgegnet ihm Zaharoff, der sich so weit im Rollstuhl umgedreht hat, daß er dem anderen scharf ins Auge blicken kann: „Nein, nicht abergläubisch. Aber ich sehe nicht ein, warum ich nach glücklichen Geschäften durchaus etwas für ein Heidegold kaufen soll, was anderen als Besitzer dieses Blauen Diamanten nur Unglück gebracht hat. — Nicht Aberglaube! — Nur Vorsicht! — Good bye!“

Weit öffnet sich der Ausblick; eine andere Welt tut sich auf wie die in Europa.

Das Feuerschiff von Sandy Hook ist passiert, die Küsten von Long Island, Rockaway Beach und Coney Island tauchen auf mit dem Doppelleuchtturm von Navesink Highlands und den Narrows, dem Tor der Neuen Welt, hinter dem die „sky line“ sichtbar wird, die Wolkenkratzer-silhouette von New York, überkrönt von den verschiedenartigen Türmen, Kuppeln, Zinnen und Pyramiden, die steil aufwärts zum blauen Himmel ragen. Speicher und Kais in endlosen Reihen beginnen sich zu beiden Seiten

auszudehnen, dann rückt Bedloes Island mit der Freiheitsstatue, dem größten Denkmal der Welt, näher, auch Ellis Island, „die Träneninsel“.

Dann wächst das Häusermeer von Manhattan dicht an das Schiff heran, überkrönt von den „Kathedralen des Handels“, deren höchste das Empire State Building einen Ankermast für Zeppeline auf der obersten Spitze hat, die für sich den Ruhm beanspruchen darf, der höchste Punkt aller Bauwerke der Welt zu sein.

Die Superlative gehören zu New York; immer wieder bringen sie sich in Erinnerung, besonders eben diese Wolkenkratzer, in denen die Bevölkerung einer mittleren Stadt lebt und arbeitet inmitten eines Verkehrs, der in seinen Ausmaßen für europäische Vorstellungen unfassbar erscheint.

Am gewaltigsten ist dieser Verkehr auf dem Broadway, einem Canon von künstlichen Steinwänden, über dem nur ein schmaler Streifen Himmel hängt, der hin und wieder „der längsten Straße der Welt“ ein bißchen Sonne schenkt.

In diesem Broadwaytrubel bleibt es unvorstellbar, daß der kleine Square Bowling Green früher einmal der Exerzierplatz holländischer Soldaten des Forts Neu-Amsterdam gewesen sein soll. Mitteilig lächelnd sehen auf ihn die steinernen Riesen, das Harriman Building und die Manhattan Lebensversicherung, herab, dahinter Trinity Church, deren Turm einst das Wahrzeichen New Yorks war, jetzt nur noch ein steinerner Bleistift inmitten dieser riesigen Stalagmiten, von denen das Woolworth Building mit seinen 55 Stockwerken alle anderen überragt als überzeugender Beweis, daß das Geschäft mit 5- und 10-Cent-Läden nicht schlecht sein kann.

Hier beginnt das Bankviertel, die Wall-Street mit ihrem Börsengewimmel, in dem sich der niedrige, weiße Marmorbau des Bankhauses J. P. Morgan & Co. fast bescheiden ausnimmt.

Bank lehnt sich hier an Bank, fast symbolisch, denn meistens sind diese Geldinstitute auch durch Truste oder Interessengemeinschaften miteinander verbunden. Ein massiges Säulenportal, etwas vorgeschoben, bezeichnet den Eingang zur „National Bank“, durch das sich Wellen von Menschen in die runde Halle mit Dutzenden von Schaltern ergießen, vor denen ungeduldige oder still rechnende Klienten drauf warten, aufgerufen und abgefertigt zu werden.

In einem mit dicken Teppichen belegten Office haben Mister Burnett und Mister Wood, die beiden Chefdirektoren dieser „National-Bank“, ihre Schreibtische. Von hier aus führt ein besonderer Fahrstuhl in die Safeanlagen der Bank hinab, die sich zwanzig Meter unter dem Asphalt des Broadway in großartiger Anlage ausdehnen.

Der kreisrunde Vorraum wirkt nüchtern, denn seine

Einrichtung besteht nur aus Ventilatoren und Deckenbeleuchtungen, vor allem aber aus einer mächtigen Stahlplatte an einer Querseite, die bis zur Decke mit wunderbar eingravierten Linien und Knöpfen empoworwächst.

Das ist der Eingang zur Tresoranlage. Mit seltsam geformten Schlüsseln treten die Direktoren an die Stahlplatte heran, drehen verschiedene Scheiben nach ihren Kennworten, die für diesen Tag „Ithaka“ und „Strawberry“ heißen, um dann die wie Nadeln aussehenden Schlüssel in sich öffnende Löcher zu stecken. Ein kleines Rädchen beginnt sich dabei, immer schneller werdend, zu drehen, erst rechts herum, dann wieder zurück, bis es plötzlich stillsteht, knackst und zwei weitere kleine Löcher freigibt. Beide Direktoren ziehen nun die eigentlichen Schlüssel hervor und schließen gemeinsam das Hauptschloß auf, wonach sich automatisch mittelst hydraulischen Drucks die dicken Stahltüren langsam öffnen.

„Hier einzudringen ist einfach unmöglich“, erklärt Mister Burnett, „denn die neuesten Errungenschaften der Technik sind in diese Panzerräume eingebaut, unter anderem Strahlenverteiler, die jeden töten würden, der es wagen sollte, nachts hier einzudringen. Vorher aber würde der Einbrecher automatisch fotografiert werden, um so die Möglichkeit auch im Falle einer Entstellung zu haben, ihn sofort erkennen zu können. Gleichzeitig wird eine Grammophonplatte elektrisch ausgelöst, die mittelst Lautsprecher alle Stockwerke von dem Einbruch benachrichtigt und alarmiert.“

Die Ueberwachung der Gesamtanlage ist sehr einfach; sie kann von einem einzigen Beamten durchgeführt werden, da mittelst Spiegel jede Ecke erfasst und in einem Zentralspiegel sichtbar gemacht wird.

An den langen Wänden sind nur die Vorderplatten großer und kleiner Safes mit Zahlen versehen zu erkennen, hinter denen die Wertsachen — man sagt ein großer Teil des nordamerikanischen Volksvermögens — aufbewahrt liegen.

Merkwürdig — aber gewiß nur als ein seltsames Zusammentreffen — erscheint die Tatsache, daß in diesen Reihen der Blaue Diamant hinter der Nummer 2411 liegt, das ist jene Nummer aus dem Verzeichnis des Pariser Mobiliedepots und aus dem Katalog von Christie, nur umgekehrt, unter der einst der „Tavernier-Diamant“, respektive der „Hope“, registriert worden war.

Wie Direktor Wood erklärt, werden diese Tresorräume sonst nicht gezeigt, es sei denn, daß einer der Klienten etwas verkaufen will, wie in diesem Falle Mrs. Mac Lean, die derzeitige Besitzerin des Blauen Diamanten. Millionäre, Bankiers, Juweliere und Damen aus der Gesellschaft der oberen Zehntausend, Filmschauspielerinnen aus Hollywood sind zwar hierhergekommen, um

Der Schlager der Mustermesse!

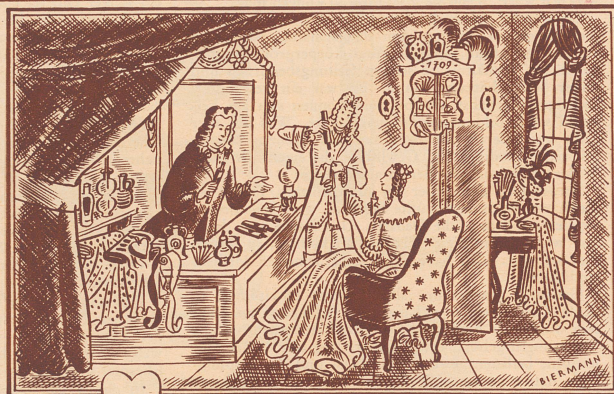
Print-Fix ELECTRO-VERVIELFÄLTIGER

Eine elektrische Vervielfältigungs-maschine zum Preis einer Handmaschine



Schweiz. Spezialfabrik für Vervielfältiger
Edgar Rutishauser
Zürich
TELEFON 45355 BECKENHOFSTR. 59

Print-Fix
Modelle ab
Fr. 90.- bis 1500.-



Am 6. Dezember des Jahres 1685

im gleichen Jahr wie Joh. Seb. Bach wurde Johann Maria Farina geboren. Während Bach die Welt mit den Klängen seiner Passionen erfüllte, begann die Schöpfung des Farina, das Eau de Cologne, seinen Siegeszug um den Erdball. „Kein Grand Seigneur, der durch Köln kommt“, so schrieb Farina, „versäumt es, bei mir Eau admirable zu besorgen“. Aber auch die Kavaliere des französischen Hofes unter Ludwig XV., Minister und Gesandte, Marquisen und Comtessen erfrischten sich an Farinas Wohlgerüchen.

Durch 7 Generationen in der Familie vererbt, blüht Farinas Firma noch heute. Und sein historisches Eau de Cologne mit der „Roten Farina Marke“ erfrischt und erfreut heute Millionen Menschen.



Rote Farina Marke

UR-ECHE EAU DE COLOGNE

sich den kostbaren Stein anzusehen, aber niemand von ihnen hat den Blauen Diamanten gekauft. «Wir sind real denkende Geschäftsleute», sagt Direktor Burnett dazu, «wir können an Zufälle glauben, nicht aber an Verhängnisse übernatürlicher Dimension. Vieles in der Geschichte dieses Blauen Diamanten ist wirklich merkwürdig, ja grauenhaft und könnte Shakespeare recht geben, wenn er von der Schulweisheit spricht, die es sich nicht träumen läßt, was es alles an sonderbaren Dingen zwischen Himmel und Erde gibt.»

«Was wir von der letzten Provenienz des Steines wissen», unterbricht Direktor Wood seinen Kollegen, «was wir wirklich Positives erfahren haben, ist folgendes: Dieser Blaue Diamant war zuletzt im Besitz des Sultans Abd-ul-Hamid II.; merkwürdigerweise ist der Diamant damals nicht wie der «Koh-i-noor», der «Orlow» oder der «Regent» — der letztere bildete bekanntlich die Spitze in der Krone der Könige von Frankreich —, in den Schatz der Sultane des Hauses Osman genommen worden. Das Odium, ein wahrer Unglücksstein zu sein, hatte ihn dann trotz seiner Seltenheit nicht nur auf dem Balkan unverkäuflich gemacht, sondern auch in ganz Europa.»

Hier wirft Direktor Wood einen flüchtigen Blick auf seinen Notizblock: «Es war im Jahre 1911, als der Multimillionär und Eigentümer der „Washington Post“, Mister Edwin B. Mac Lean, den Blauen Diamanten für 300 000 Goldollar aus dem Nachlaß der Familie Guggenheim über einen italienischen Händler Habile kaufte. 1919 wurde der einzige Sohn dieses Mannes, der kleine Vinsen Mac Lean, auf der Straße von einem Auto erfaßt und getötet. Am 31. Oktober 1933 wurde Edwin B. Mac Lean für irrsinnig erklärt, Besitzerin des Blauen Diamanten ist heute seine Witwe Mrs. Mac Lean; sie bewohnt im Zentrum von Washington ein seltsam aussehendes Haus ohne Fenster an der Straßenfront, da diese alle auf einen Innenhof Ausblick haben. Dieser

düstere, in Verfall geratene Palast ist jetzt zum Verkauf ausgeschrieben, aber niemand will ihn erwerben.

Manchmal bei großen Festen trägt Mrs. Mac Lean diesen Blauen Diamanten, stets von mehreren Privatdetektiven unserer Bank begleitet und bewacht.»

Als Mister Wood den Notizblock wieder in die Tasche steckt, setzt Burnett noch einiges erläuternd hinzu: «Da der Stein wirklich unverkäuflich zu sein scheint, so hat sich Mrs. Mac Lean auf einen Paragraphen des Kaufvertrages zu stützen gesucht, den ihr Mann noch abgeschlossen hatte, wonach der Verkäufer den Diamanten zurücknehmen muß, falls sich ein Unglück im Hause Mac Lean ereignen sollte. Aber das Unglück hatte ja nicht nur die Mac Leans betroffen, sondern auch den letzten Verkäufer des Steines, den Venezianer Habile, der bei einem Eisenbahnunglück bei Treviso ums Leben gekommen ist. Mit dem seinerzeit gezahlten Preis von 300 000 Dollar ist heute der Blaue Diamant versichert und zwar bei dem „Manhattan-Assurance-Trust“ in New York. Daß wir tatsächlich den echten Stein hier in unserem Safe haben», fügt Direktor Burnett lächelnd hinzu, «ist durch die Untersuchungen unseres bedeutendsten Edelsteinkenners in Amerika, Godfrey Eacret aus San Francisco, einwandfrei festgestellt. Wir haben hier tatsächlich den Blauen Diamanten in Verwahrung.»

In diesem Tresorraum XI. befinden sich die aller kostbarsten Stücke zur Aufbewahrung. Darum sind noch besondere Sicherheitsvorrichtungen eingebaut, welche denen im Londoner Tower zum Schutze des britischen Kronschatzes gleichen. «Durch einen Druck», so setzt Mister Burnett seine Erklärungen fort, «wird eine Maschine eingeschaltet, die das Depot — denn dieses ist versenkt — aus einer Tiefe von 8 Meter bis zur Safeplatte emporhebt.»

Auf einen Fingerdruck des Direktors beginnt wie bei Fahrstühlen eine rote flüssige Säule sichtbar zu steigen; auch der Blaue Diamant steigt damit herauf.

Behutsam öffnet Direktor Burnett das Fach und entnimmt ihm das Etui. Auf einen Federdruck springt der Deckel auf und da liegt er nun, der wunderbare Diamant, auf gelbem Samt im alten Kästchen des Prinzen Kanitowski. Der Stein ist nicht so blau, wie man ihn sich gedacht hat, nur schieferblau, dafür aber von einem wilden, magischen Feuer, wirklich gleich zuckenden Blitzen aus den flackernden Augen eines zornigen Gottes.

Nach 300 Jahren Wanderung ruht hier der Blaue Diamant aus: «der Hope», «der Kaiserin-Diamant», der Brügger-Diamant», «der Blaue Tropfen von Braunschweig» oder «der Tavernier-Diamant».

Weit geht sein Weg zurück, vom Atlantischen Ozean, auf dessen Grund die «Titanic» ruht, bis zu den Sultanskiosken des Yildiz, über die Folies Bergères und das nächtliche Fest in der Puszt, zu Christie in London und durch Revolutionen von Braunschweig und Brüssel, zur Entscheidung von Belle-Alliance, weiter mit dem fliehenden Napoleon zur ebenso flüchtigen Marie-Antoinette und zu deren Mutter Maria Theresia nach Wien, wiederum nach Venedig in den Karneval, schließlich zu den Frauen des Sonnenkönigs und zu Jean Baptiste Tavernier, der den Stein aus der Augenhöhle des Rämä Sita im fernen Indien gebrochen hatte.

Gewechselt haben im Laufe der Jahrhunderte des Gottes Priester, aber ihre Gebete sind die gleichen geblieben für den geblendeten Gott, dessen Worte genau wie vor drei Jahrhunderten über Indien und die Welt klagend hallen als die Verwünschung des ewigen Rämä Sita, als Fluch der Gottheit: «Wer auch im Wandel der Zeiten das blaue Feuer von der Stirn Rämä Sitas besitzt, dem folge der Fluch wie der Schatten ihm folgt: Krankheit und Elend, Unehre und Verzweiflung, Haß und Verachtung begleite ihn bis zum qualvollen Tod, bis in die ewige Verdammnis. Nie raste seine Seele mehr, die Stätte sei ihr verwehrt, wo die Gottheit thront und die Gnade waltet; verflucht sei sie bis an das Ende der Welt!»

(E N D E)

«Oliver Cromwell»

VON RICHARD WILDE

Diese Geschichte ist nicht nur wahr, sondern sie ist wirklich wahr. Wenn sie auch nicht so klingen mag.

Da war bei einem Boulevardblatt ein Lokalredaktor (bezeichnen wir ihn mit dem Sammelnamen «Maier»), ein putziger Mann, dessen geringe Körpergröße im umgekehrten Verhältnis zu seinem Geltungsbedürfnis und seiner Selbstschätzung stand. Er war ein gewandter, tüchtiger Journalist, obwohl sein Können sich auf keinerlei solide Bildungsgrundlagen stützte. Was ihn aber nicht verhinderte, überall seinen Senf dazugeben — mit einer apodiktischen Gewißheit, die eigentlich jeden Widerspruch von vornherein ausschaltete.

Sprach man etwa über ein medizinisches Thema — gleich war er da und wußte Bescheid, warf irgendeinen angelesenen Satz in die Debatte. Und fragte man dann, von wannen ihm diese Wissenschaft komme, so lautete die Antwort: «Ich habe doch sechs Semester Medizin studiert!»

Genau so ging es mit allen anderen Disziplinen, in deren Gesamtheit er aus eigener Erfahrung zu Haus sein wollte. Er hatte fünf Semester hindurch juristische Vorlesungen gehört; drei Semester lang war er der Philosophie beflissen gewesen; die Neu- und die Altphilologie hatten geraume Weile sein Interesse gefesselt; er hatte Pfarrer werden wollen und sich eindringlich mit der Gottesgelahrtheit beschäftigt. Und dann war er nicht Pfarrer, sondern Schauspieler, am Ende sogar Theaterdirektor geworden: sechs Jahre hatte er als Darsteller, vier Jahre als Bühnenleiter gewirkt.

Kein Wunder, daß eines Tages der dreiste, vorlaute Redaktionsvolontärscheinheilig-liebenswürdig zu ihm sagte:

«Herr Maier, für einen Neunundsiebzigjährigen sehen Sie eigentlich erstaunlich jung aus!»

«Was ist das schon wieder für 'ne Unverschämtheit?», knurrte argwöhnisch Maier, der von dem Volontär allerlei Kummer gewöhnt war.

«Sehr einfach», erwiderte der Jüngling sanft. «Nach dem „Journalistischen Handbuch“ sind Sie 46 Jahre alt und schon seit 27 Jahren bei dem Geschäft. Wenn ich nun die Zeit zusammenrechne, die Sie der Vorbereitung auf andere Berufe oder der Tätigkeit in ihnen gewidmet haben, und das Ergebnis den 46 hinzufüge, komm' ich auf 79 ... Wirklich, fabelhaft sehen Sie aus!»

Herr Maier sah in diesem Augenblick nicht fabelhaft, sondern ingrimmig aus, und daß er die Tür hinter sich zuknallte, war nicht weiter verwunderlich ...

Der Feuilletonredaktor behandelte ihn mit ausgesuchter Hochachtung, hinter der sich ein ebenso ausgesuchter Spott verbarg. Maier nahm die Hochachtung als ihm gebührend hin — den Spott merkte er nicht. Einmal ließ der Feuilletonredaktor den ersten Akt von Shakespeares «Troilus und Cressida» abtippen und brachte das Manuskript Herrn Maier.

«Hören Sie mal, lieber Kollege», sagte er, «da hat mir ein junger Dichter ein Stück zur Begutachtung geschickt — ich weiß nicht, ich traue' diesmal meinem Urteil nicht recht: Ist das Ding gut oder —»

«Es wird schon schlecht sein», unterbrach Maier, «ich kenne das von meiner Laufbahn als Theaterdirektor her.»

«Eben, an die hat' ich gedacht. Und deshalb wollt' ich Sie bitten: würden Sie sich die Sache nicht mal ansehen? Ich will Ihre Zeit nicht zu sehr in Anspruch nehmen — ich glaube, es wird genügen, wenn Sie den ersten Akt lesen ...»

Schon am nächsten Vormittag erschien bei dem Beherrscher des Feuilletons Herr Maier mit dem Manuskript, warf es auf den Schreibtisch und begleitete diese Handlung mit den Worten:

«Wie es von vornherein für mich feststand: 'n Schmarren!»

Und dann kam die Geschichte, die Herrn Maier seinen ehrliehen Namen kostete und ihm — wenigstens unter den Berufsgenossen — den Spitznamen «Oliver Cromwell» eintrug. Auch hier war der Feuilletonredaktor die (diesmal unschuldige) Ursache.

In einem Vorstadtheater von zweifelhaftem künstlerischem Ruf und gar keinem Rang wurde eine alte Gesangsposse neu aufgeführt, und da niemand Lust bezeugte, die weite Reise nach der entlegenen Bühne zu unternehmen, so bot der Feuilletonredaktor die Premierenkarten Herrn Maier an. Der schluckte sie mit Begeisterung und kam, von Wichtigkeit geschwellt, nachmittags in die Redaktion — ausgerüstet mit einem Feldstecher, der ihm von der rechten Schulter her am Riemen vom dem konvexen Bauch baumelte.

So angetan, verließ Herr Maier später wieder das Bureau, um seiner Pflicht als Kritiker nachzugehen. Die Tür hatte sich kaum hinter ihm geschlossen, als die Zurückbleibenden unter dem beziehungsmäßigen Eindruck seiner Persönlichkeit in schallendes Gelächter ausbrachen. Und der Chefredaktor sagte:

«Kinder, ich proponier' euch 'ne Wette: Der Maier ist von so lückeloser Unbildung — ich bin überzeugt, wenn ich ihm 'n Zettel hinlege, er soll einen Nachruf auf Oliver Cromwell schreiben, dann macht er's ...»

«Doktor, die Wette verlieren Sie!», rief der Sportgewaltige. «Um was soll's denn gehen?»

«Um drei Tafeln Schokolade — weil's doch fünf Minuten vom Ersten ist ...»

Die Wette wurde unter ständiger Heiterkeit aller Beteiligten geschlossen, und der Chefredaktor schrieb mit Blaustift auf einen halben Bogen Konzeptpapier:

«22 Uhr 30. In einem eben eingetroffenen Telegramm unseres Londoner Korrespondenten, das ich

bereits verarbeitet habe, befindet sich auch die Nachricht vom plötzlichen Ableben Oliver Cromwells. Da ich dringend in eine Sitzung muß, bitte ich Sie um eine kurze vorläufige Würdigung der Persönlichkeit des Verstorbenen.»

Der Zettel wurde auf Herrn Maiers Schreibtisch deponiert, der Schlüssel zum Bibliotheksschrank mit seinen Nachschlagewerken wurde abgezogen, und der gerade zum Dienst antretende Nachtrektor ins Bild gesetzt. Er arbeitete in dem Raum neben der Lokalredaktion — vor dort aus beobachtete er, was sich später ereignete:

Herr Maier kehrte aus dem Theater zurück; Herr Maier, noch mit Hut und Feldstecher bekleidet, knipste seine Schreibtischlampe an, las stehenden Fußes die ihm gewordene Botschaft und rief ins Nebenzimmer:

«Kerner, Oliver Cromwell ist tot ...»

«Weiß ich!»

«Ich soll ihn beerdigen.»

«Weiß ich auch. Aber höchstens dreißig Zeilen — mehr Platz hab' ich nicht.»

«Dreißig Zeilen? Ist doch lächerlich — wenn 'n Mann wie Oliver Cromwell stirbt ...!»

«Tut mir leid — anders geht's nicht. Soll ja auch bloß 'ne Vornotiz sein ...»

Herr Maier brummte noch irgend etwas Unverständliches. Dann legte er Garderobe und Feldstecher ab und trat dem Bibliotheksschrank näher. Der Schlüssel war nicht im Schloß — Herr Maier schimpfte leise vor sich hin über «diese Bummelwirtschaft». Der Schlüssel war auch nicht oben auf dem Schrank, wo man ihn bisweilen finden konnte — Herr Maier schimpfte laut über «Idiotismus» und «konzentrierte Blödsinn».

Worauf er sich endlich zur Ruhe gab und sich an den Schreibtisch pflanzte, um weisungsgemäß Oliver Cromwell, den 1658 verstorbenen englischen Staatsmann, zu «beerdigen».

Man sieht, Herr Maier hatte keinen Schimmer von dem Gegenstand seiner nächtlichen Bemühungen. Aber Herr Maier war, wie schon erwähnt wurde, ein wirklich tüchtiger Journalist, der sich immer zu helfen wußte. Diese gute Gabe verließ ihn auch jetzt nicht: Er dichtete — ohne sich auf Geburtsdatum und sonstige Details einzulassen — einen Nachruf, den man geradezu als «Patentnachruf» hätte bezeichnen können. Denn er paßte ebensowohl auf einen Feldmarschall wie auf einen großen Künstler beliebiger Art, und er konnte mit demselben Recht für einen Gelehrten, einen Politiker, einen Forschungsreisenden oder sonstwas bestimmt sein.

Befriedigt ob der gelösten Aufgabe wanderte Herr Maier heimwärts. Am nächsten Vormittag jedoch trat er wie ein brüllender Löwe dem Chefredaktor unter die Augen.

«Es ist ein Skandal», schrie er erregt. «Da setzt man sich noch nachts hin und schreibt — alle Zeitungen sind heute voll von Oliver Cromwell, und wir haben keine Zeile ...»

Denn Herr Maier hatte als selbstverständlich angenommen, daß sämtliche Blätter den eigens für ihn zum zweitenmal Gestorbenen nach Gebühr gefeiert hätten.

Der Chefredaktor aber gewann seine Wette, und Herr Maier hieß von Stund an «Oliver Cromwell» ...